

UNIwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu
Studia Germanica Posnaniensia XXXIII (2013)

EWA ŻEBROWSKA

Olsztyn

SPRACHLICHE VARIETÄTEN. EINE MEDIALE PERSPEKTIVE

Bei den Varietäten oder Varianten geht es um einen Substandard einer übergeordneten Sprache, der durch ein bestimmtes Merkmalbündel abzugrenzen ist. Viel wichtiger als eine systembezogene ist eine soziolinguistische und pragmatische Sicht, die den Sprachgebrauch in gesellschaftlichen und situativen Bezügen betont. Bittner (2003: 289) spricht von einem varietätenlinguistischen Modell, dem die mediale Ebene und der computervermittelte Sprachgebrauch zugrunde liegt. Texte, die in dieser Umgebung entstehen, können als neue Existenzformen der Sprache genannt werden. Als entscheidend erweisen sich externe Faktoren, zu denen unter anderem medialer Rahmen gehört. Das Medium legt fest, „welche Zeichen in welcher Form zu kommunikativen Zwecken verwendet werden können. (...) Medial vermittelte Kommunikation ist (...) immer auch medial determinierte Kommunikation.“ (Bittner 2003: 291).

Eben der Begriff *Varietät* ersetzt in der Literatur allmählich den Terminus *Dialekt*. Nehmen wir in Anlehnung an Taeldeman (1986: 263) folgende Definition von *Dialekt* an: es ist eine nicht überdachende partikuläre Kombination von sprachlichen Merkmalen, die als *Norm* funktioniert in einer Domäne, die primär mittels eines *räumlichen Parameters* abzugrenzen ist. Der primär räumliche Faktor ist gerade das Kriterium, das Dialekte von Soziolekten und anderen Lekten unterscheidet. Norm versteht Taeldeman als eine Art ideale Spracheinheit, die im Unterbewusstsein der Mitglieder einer (räumlich) abgrenzbaren Gemeinschaft vorhanden ist und die die individuelle Sprachvariation innerhalb gewisser Grenzen hält. Wenn wir in der obigen Definition das Adjektiv *räumlich* durch *sozial* ersetzen, bekommen wir die Definition eines Soziolektes. Es kann auch durch ein anderes Parameter ersetzt werden, dann können wir von einem *Lekt* oder von einer Varietät sprechen.

Wie Mattheier (1986: 254) betont, steht der räumliche und der soziosituative Aspekt nicht mehr polar nebeneinander, denn der Raum ist in der Dialektologie nicht sekundär der natürliche Raum. Primär geht es immer um einen sozialen Raum, in dem sich menschliche Kommunikation entfaltet. Der Raum wirkt hier als Diffe-

renzierung in den kommunikativen Möglichkeiten in horizontaler Hinsicht ebenso wie die soziale Gruppe oder das soziale Netzwerk in vertikaler Hinsicht. Insofern kann auch der Raum als ein soziales Phänomen aufgefasst werden, was wir auch um ein mediales Phänomen erweitern.

Zur Aufspaltung in regionale Varietäten kommen extralinguistische Faktoren hinzu: Handel, Verkehr, kulturelle und technologische Formen der Kommunikation. Regionale Faktoren werden durch verkehrstechnische Mobilität (z.B. Wohnen auf dem Lande, Arbeiten in der Stadt), durch sozio-ökonomische und sozialpsychologische Faktoren überlagert und schließlich durch mediale. In kommunikativer Hinsicht sind alle sprachlichen Varietäten genauso leistungsfähig wie die Standardsprache. Es lassen sich zwischen ihnen Interferenzen verschiedener Art und Funktionsdifferenzierungen feststellen (vgl. dazu Lewandowski 1994: 220f.).

Ein zentraler Punkt in neueren Konzeptionen ist die Anerkennung der tatsächlichen wechselseitigen Durchdringung und Durchmischung von Sprachschichten. Wiesinger (1980: 180) zufolge z.B. verfügen die einzelnen Sprecher über die Kenntnis von mehreren Systemen, die sie je nach Gesprächspartner und Gesprächssituation wählen, so dass der Gebrauch der einzelnen Systeme aufgelockert ist und eine wechselseitige Durchlässigkeit einzelner Erscheinungen als Varietäten erlaubt. Es bildet sich ein Sprachvariantenraum, in dem alle möglichen Sprachformen nebeneinander, übereinander und ineinander existieren. Wenn sich Mengen von Sprachvarianten bündeln lassen, spricht man von Sprachvarietäten. Varietäten sind im Blick auf regionale, soziale, funktionale und situative Merkmale definierbar. Die Idee des Sprachvariantenraumes erweist sich als besonders fruchtbar, wenn die sprechhandelnde Person ins Zentrum der Aufmerksamkeit tritt. Es werden die sozialen Determinanten und kommunikativen Bedingungen des Sprechers und des Gebrauchs einer bestimmten Varietät mit in die Beobachtung einbezogen.

Bei der varietätenlinguistischen Beschreibung spielen auch Medien als sprachexterne Faktoren eine wichtige Rolle. Nach Bittner (2003: 290) besteht die Abhängigkeit zwischen vier Größen: Medium, Zeichensystem, Interaktionsmodus, Kommunikationsform. Dieses Verhältnis beruht darauf, dass eben Medien bestimmte Zeichen/Zeichensysteme verarbeiten und dadurch charakteristische Interaktionsmodi ermöglichen. Auf dieser Grundlage entstehen entsprechende Kommunikationsformen. Der mediale Rahmen prägt also die Sprachverwendung, somit die ganze sprachliche Botschaft. Das Medium erweist sich als derjenige Faktor, dessen Wichtigkeit für die Sprachverwendung grundlegend, entscheidend und mit anderen Parametern vergleichbar ist. Es organisiert und schafft konkrete Bedingungen für die Sprachlichkeit. Die Wahl des Mediums bildet eine gewisse obligatorische Grundlage, aus der konkrete Nutzungsformen hervorgehen. Diese finden wiederum ihren Ausdruck in den Kommunikationsformen, die darüber hinaus durch „nichtmediale“ Lekte markiert werden können, etwa durch Dialekte, Soziolekte, Funktiolekte usw. (vgl. Bittner 2003: 297). Der Computer gilt dabei als ein besonderes Medium, denn

er erlaubt fast alle Zeichen, die bis dahin den traditionellen Medien zugänglich waren, zu prozessieren. Er verfügt über den Binärcode, der alle Arten (vgl. Bittner 2003: 290) digitalisierter Daten verarbeiten kann: sprachliche Zeichen, Töne, Bilder verschiedener Art, Animationen (bewegte Bilder). Es ergeben sich daraus folgende Interaktionsmodi: uni-, bi-, multidirektional, asynchron und auch synchron. Die computervermittelte Kommunikation entfaltet sich als eine bunte Palette von verschiedenen Formen: Homepages, Webseiten, Hypertexte, Hypertextsysteme, Newsgroups, Newsletter, E-mails, Mailinglisten, MUDs/MOOs, Chats.

Wie Häcki Buhofer (2000: 255) bemerkt, unterliegt die sprachliche Kommunikation einer fortschreitenden technologischen Medialisierung und ist medialen Einflüssen ausgesetzt. Sprache hat jedoch keinen prämedialen und unabhängigen Status, sondern ist intrinsisch mit dem Medium verbunden, wobei sich diese Verbundenheit im Laufe der Jahre verschiedenartig gestaltet hat. Als mediale Erscheinung ist Sprache immer eingebettet in Materialität und Medialität, was immer zum Ausdruck kommt, wenn von den menschlichen sprachlichen Fähigkeiten Gebrauch gemacht wird.

Die Voraussetzung für die linguistische Beschäftigung mit Medien ist, die menschliche Sprache unter dem Aspekt der Medialität zu verstehen. „Medialität ist eine anthropologische grundlegende, konstitutive Gattungseigenschaft des Menschen, die im menschlichen Sprach- und Zeichenvermögen ihre höchste Ausprägung findet.“ (Jäger 2000: 12). Diese Eigenschaft kommt in jeder Stufe der menschlichen Kultur zum Ausdruck, beginnend mit der präliteralen Epoche, dann in der Epoche der Schrift, später des Buchdrucks und schließlich entfaltet sich mit der Entwicklung der technischen Medien. Die Geschichte der Medialität ist also nicht mit der Geschichte der Technik gleichzusetzen.

Die Jägersche Feststellung (2000: 20), dass Sprache ein „anthropologisches Rahmenmedium und (...) metamediales Bezugssystem“ ist, modifizieren wir, indem wir folgendes sagen: Sprache ist eng mit der Medialität verwoben, sie lässt sich von ihr nicht trennen, denn sie erscheint als konkretes Epiphänomen in ihrer Sinnlichkeit, primär phonisch, durch ein ‚sinnliches‘ Medium (den Laut), sekundär graphisch, durch die Schrift. Mit dem zivilisatorischen Fortschritt nimmt die Medialität immer mehr „raffinierte“ Formen an. Die Sprache existiert nirgendwo als abstraktes, ideelles Objekt, das erst dann durch die Substanz des Mediums eine reale Gestalt annimmt, durch das Medium transportiert bzw. übertragen wird. Insofern Sprachen erscheinen, weisen sie eine mediale Realität auf. Potentiell und unabhängig vom Medium kann Sprache lediglich im Gehirn des Menschen als Teil seiner kognitiven Ausstattung, als seine sprachlichen (auch textuellen) Fähigkeiten existieren, die sich seinerseits auch weiter entwickeln und spezifizieren – individuell und kollektiv. Die These von Lyons (1983: 62) dass „das Sprachsystem selbst im Prinzip unabhängig von dem Medium ist, in dem es sich manifestiert“ kann nicht aufrecht erhalten werden. „Die in Rede und Schrift fassbaren Formen von Sprache sind Produkte/Epiphä-

nomene von deren Medialität“ (Linke et al. 2003: XIV) und nicht umgekehrt. Sprache ist aktuell, konkret, real und von der jeweiligen Performanz und Medialität nicht zu isolieren. Sie ist eine in Medien verkörperte Sprache, die immer zugleich ihre Rolle im sozialen Handeln spielt (Krämer 2009: 38). Es gibt keine medienindifferente Sprache, es gibt auch kein purifiziertes und intellektualistisches Sprachkonzept. Es sei noch einmal ausdrücklich betont: Sprache als solche ist kein Medium; sie ist jedoch immer in Medien ‚verwurzelt‘. Indem der Mensch seine sprachlichen/textuellen Fähigkeiten materialisiert, bedient er sich Medien.

Angesichts der heutzutage beobachtbaren Tendenzen lässt sich sogar mit Giesecke (1998b: 28) folgendes sagen: „Sprache kann unter solchen Bedingungen nur als ein Konstrukt sozialer und/oder technischer Kommunikations- und Informationssysteme gedacht werden“, ihre mediale Konstruiertheit ist intrinsisch mit ihr verbunden und kann einfach bei der Untersuchung nicht vernachlässigt werden. Lange Zeit jedoch herrschte eine Medienvergessenheit in den Geisteswissenschaften, insbesondere in der Sprachwissenschaft vor. Die bisher in der Forschung vernachlässigten medialen und materialen Aspekte der Sprache rücken jetzt verstärkt ins Blickfeld.

Eine zentrale Rolle spielt dabei Feilke (2003: 217) zufolge das Bewusstsein für „die Schriftinduziertheit von Sprach- und Textstrukturen“. Es werden die Fragen nach der Abhängigkeit des Sprachwissens von der Schriftlichkeit gestellt, sowie danach, inwieweit die Schriftlichkeit die Herausbildung von Sprachformen beeinflusst hat. Eine wichtige Frage ist, wie Schreiben, aber auch Sprechen durch Kommunikationstechnologien, -medien, -organisationen geprägt werden, die sich zuerst um das Alphabetschrift, dann um den Buchdruck und schließlich um die elektronischen Medien herausgebildet haben. Beispielsweise hat die Ausbreitung von Schrift und Buchdruck die Entwicklung von bestimmten Phänomenen in der frühen Neuzeit verursacht, wie z.B. die mehrfach zusammengesetzten Sätze, Konjunktionen, den Modalbereich mit seinem epistemischen Subsystem, so Knobloch (2003: 109). Wie die Sprachgeschichte zeigt, sind viele Erscheinungen medial geprägt worden, in der Vergangenheit etwa die Fügungsformen im Neuhochdeutschen, die Differenzierung der Konnektoren *denn* und *weil*. Ágel (in: Feilke 2003: 218) spricht sogar von einer ‚raison graphique‘, die sich seit der frühen Neuzeit entwickelt und in den textgrammatischen Strukturen zum Ausdruck kommt. Der Buchdruck hat auch zur Entwicklung der Sprachen als Kodierungsanweisungen beigetragen, in denen die Informationen gespeichert und verbreitet wurden. Mit Giesecke (1998a: 489) lassen sich neue Sprachen bezeichnen „wegen ihrer Zurichtung auf die technischen Parameter denn ja auch zutreffend als ›Kunstsprachen‹ (Schottel) und in jüngerer Zeit als Standardsprachen“. Der Buchdruck verstärkte auch die Distanzkommunikation, indem er ihre Reichweite und Frequenz erhöht hat. Er hat insgesamt zum zivilisatorischen Fortschritt der Neuzeit wesentlich beigetragen (Schlobinski 2005: 6).

Nach Häcki Buhofer (2000: 255) ist der Umgang mit dem Medium der Schriftlichkeit nicht einfach gegeben, sondern bildet sich anhand einer historischen Ge-

brauchsweise heraus, wie sie das Buch oder in den letzten zwanzig Jahren das Internet darstellt. Das Medium der Schrift weist also eine gewisse Tradition auf und unterliegt den Wandlungen.

Infolge der Oralitäts- und Literalitätsdebatte, zu deren Entwicklung Havelock (1986; 1990) beigetragen hat, wurde die Schrift zum Paradigma des Medialen. Dieser Altphilologe hat sich nämlich auf die griechisch-antiken Verhältnisse konzentriert, so dass sein Blick eurozentrisch war. Durch die Überbewertung des geschriebenen Wortes hat er nichtalphabetische Schriftsysteme mit ihren kommunikativen und kognitiven Leistungen unterschätzt. Der Vorteil der Alphabetschrift beruhte nämlich darauf, die mündliche Sprache flexibel und vollständig transkribieren zu können. Mit der Erfindung des griechischen Alphabets hat sich der Übergang vom Mythos zum Logos vollzogen. Mündlichkeit und Schriftlichkeit hat Havelock als unterschiedliche Kategorien aufgefasst, die jedoch in der Wechselbeziehung verbleiben. Als differente Geistes- und Kulturverfassungen weisen sie Unterschiede in der Modalität von kollektivem Gedächtnis, in der Wissensorganisation und der Erfahrungsbildung auf. Im Zentrum steht hier ein phonetisch orientierter Schriftbegriff, und nicht etwa graphische und ikonische Formen oder logische und mathematische Notationen nicht-phonetischer Schriften (vgl. Koch, Krämer 1997: 11, 18). Zwar hat Havelock (1990: 41) betont, dass die mündliche Realisierung der Sprache grundlegend für Menschen ist und die menschliche Intelligenz nicht nach dem Maßstab der Literalität zu sehen ist, jedoch haben diese Thesen insgesamt schnell an Wichtigkeit verloren. Havelocks Ansichten in der Form des Mediendeterminismus wurden von Walter Ong und Jack Goody fortgesetzt. Goody (1986: 26) beispielsweise betrachtet die Schrift als Objektivierung der Sprache, als ihre materielle Gestalt. Erst sichtbare Zeichen bilden ein materielles Korrelat der Sprache, so dass der präliteralen Form der Sprache die Medialität abgesprochen wird. Erst die Schrift garantiert die mediale Erscheinung, den Auftritt der Sprache als Medium. Das mündliche Wort ist also nicht nur präliteral, sondern auch prämedial. Auf diese Weise wird die literalisierte Sprache zusammen mit den (technischen) Medien, die Havelock (1990: 46) als nützliche Kunststücke nennt, der gesprochenen natürlichen Sprache entgegen gesetzt (vgl. Jäger 2000: 19).

Es ist höchstwahrscheinlich, dass die Debatte über Oralität und Literalität von Derrida und seine „Grammatologie“ geprägt wurde, insbesondere durch seine Vermutung, dass es ihm scheine „als ob das, was man Sprache nennt, in seinem Ursprung und an seinem Ende (...) eine Art der Schrift sein könnte“ (Derrida 1967: 19). Mit seiner Metapher: „Tod des gesprochenes Wortes“ (ebd.) verkündigte er den Anfang des Prozesses der Abhängigkeit des Gesprochenen von der Schrift. Mit Derrida setzt der ‚skripturale‘ Blick auf die Sprache ein, somit die Ignorierung der präliteralen Medialität von Sprache (vgl. dazu Jäger 2000: 17-18). Man kann Havelock (1990: 46) in der These zustimmen, dass die Fähigkeit „die orale vom Mund erzeugte Sprache“ zu sprechen, eine biologisch bedingte Ausstattung des Menschen

ist. Die These jedoch vom prämedialen Status der Sprache kann nicht aufrecht erhalten werden.

In der rein linguistischen Diskussion wurde die mediale Perspektive von Ludwig Söll (1985) und P. Koch und W. Oesterreicher (1985; 1994) um die konzeptionelle ergänzt, und zwar es wird zwischen dem Medium und der Konzeption unterschieden. Unter dem Medium verstehen sie phonische oder graphische Realisierung sprachlicher Äußerungen, unter der Konzeption Modalität, Duktus oder auch verwendete Varietäten. Bergmann (2005: 34) betont die Relevanz der kommunikativen Strategie für die sprachliche Gestaltung, nämlich die Konzeption der Äußerung für die geschriebene oder für die gesprochene Kommunikation. Demnach können Äußerungen schriftlich oder mündlich konzipiert werden. Ihre ursprüngliche Formulierung bildet die konzeptionelle Seite des Unterschieds zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit (vgl. Schwitalla 2003: 20). Schwitalla (2003: 20) zufolge ist eben der konzeptionelle Unterschied entscheidend, und zwar ob etwas ursprünglich Gesprochenes erst später phonetisch oder orthographisch transkribiert wird oder ob eine Mitteilung mit Absicht für eine schriftliche Fassung formuliert wird. Dasselbe wiederum betrifft die Situation, wenn etwas ursprünglich Aufgeschriebenes hinterher vorgelesen oder auswendig gelernt wird, mit dem Ziel es nachzusprechen. In den Arbeiten von P. Koch und W. Oesterreicher (1985; 1990) kommen zusätzliche Begriffe vor, die das Begriffspaar gesprochen – geschrieben charakterisieren. Es sind folgende Parameter: Nähe und Distanz der Kommunikationspartner. Mündlichkeit ist mit der Nähekommunikation verbunden, für die die aktuelle Präsenz der Partner im gemeinsamen Raum, Vertrautheit, Spontaneität und das Auftreten von möglichen Emotionen gekennzeichnet sind. Die rein konzeptionelle Schriftlichkeit führen Koch und Oesterreicher (1994: 588) auf die Situation zurück, in der raumzeitliche Distanz zwischen Kommunizierenden herrscht, deren Partner sich nicht kennen, und schließlich deren Thema sowie Ziel vorher bestimmt waren. Dazu kommt noch das Auftreten in der Öffentlichkeit vor dem Publikum, Offizialität, Formalität, Emotionslosigkeit, Situationsentbundenheit (vgl. dazu Schwitalla 2003: 21; Häcki Buhofer 2000: 259). Für beide Polen sind entsprechend gesprochene und geschriebene Texte charakteristisch, zwischen denen jedoch Übergänge möglich sind. Es gibt Texte, die mehr „geschriebensprachlich“ sind, als die anderen und es gibt Gespräche, die mehr „gesprachensprachlich“ sind, als die anderen.

Anknüpfend daran hat Hennig (2000: 111) prototypische Situationen jeweils für das Sprechen und Schreiben vorgeschlagen. Demnach stehen Gespräche im Kreis der Familie, unter Freunden oder Arbeitskollegen in der Kernzone; in der Peripherie befindet sich das Sprechen in Institutionen oder in ein Mikrophon. Prototypische Vertreter von konzeptionell schriftlichen Texten sind Gesetzestexte, Formulare, Sachbücher, am Rande befinden sich eine Notiz an der Tür oder eine Tagebuchaufzeichnung. Gesprochensprachlich geprägte schriftliche Kommunikation entwickelt sich in den computergestützten Medien als Chats, E-mails sowie in den Handys als

SMS-Nachrichten. Durch diesen Gebrauch erfährt die Schrift weitere Funktionen und Charakteristika, unter anderem die Interaktivität, Spontaneität und Abweichungen von der kodifizierten Norm, was bis dahin für das Gesprochensprachliche reserviert war (vgl. Bittner 2003: 294).

Die Interaktivität besteht nach Sager (1997: 116) vor allem darin, dass viele computerverwaltete Texte, vor allem Hypertexte und Hypermediasysteme einen interaktiven Zugriff auf ihre einzelnen Elemente ermöglichen, d.h. jeder Knoten kann entsprechend der vorhandenen Verknüpfungsstruktur von verschiedenen Seiten her angesteuert werden. Der Interaktionsbegriff wurde in den 80-er Jahren aus der Sozialwissenschaft auf die Mensch-Maschine-Kommunikation übertragen. Als interaktiv bezeichnet man in diesem Zusammenhang Software, die auf Eingaben eines Anwenders in vorprogrammierter Weise reagiert (vgl. Storrer 2000: 234). Diese Art der Interaktivität nennt Habscheid (2005: 60) technisch. Sie beruht auf der Computerbedienung und dem Umgang mit den elektronischen Texten. In diesem Falle wird Computer als Werkzeug zur Erzeugung, Speicherung, Modifikation und Übertragung von Zeichen aufgefasst und zugleich als Medium, das die Ein-Weg-Kommunikation zwischen Programmierern und Nutzern ermöglicht. Der Computer als Medium erlaubt auch die Kommunikation unter Nutzern, unter der man Interaktion im sozialen Sinne meint, also eine wechselseitige, interpersonale Verständigung. Nach der Vorstellung von Storrer (2000: 236-8) entsteht eine offene Form der textuellen Ganzheit, eigentlich ein „Text-in-Bewegung“, der nie zu Ende ist. Ein bestimmtes Thema eröffnet eine über eine längere Zeitspanne dauernde Diskussion, indem an den Text Anmerkungen, Module und Kommentare angehängt werden. Das Thema kann jede Zeit aufgenommen und fortgeführt werden und aus dem Grunde dient der dynamische Hypertext dem schnellen und aktuellen Gedankenaustausch.

Eine dichotomische Trennung der traditionellen Medienlandschaft in (Druck)schrift und Rede ist durch digitale Medien hinfällig geworden. Die etablierten Zuordnungen zwischen den beiden Existenzformen: der gesprochenen und der geschriebenen Sprache und ihnen entsprechenden Kommunikationsbedingungen sowie die Identifikation sprachlicher Formen mit sprachlichen Konzepten wird aufgebrochen (vgl. Bittner 2003: 296). Als fruchtbar erweist sich hier das Modell von Koch und Oesterreicher, wo neue Medien in ein Kontinuum zwischen Nähe und Distanz sich integrieren lassen. Bittner (2003: 301) postuliert jedoch diese alte Dichotomie ‚Mündlichkeit‘ und ‚Schriftlichkeit‘ aufzugeben, denn neue Phänomene werden damit nicht erfasst. Und welche sind es? Für die computervermittelten Kommunikationsformen sind Merkmale der Virtualisierung, Entmaterialisierung und Flüchtigkeit charakteristisch. Die Zeichen, die produziert, übertragen und schließlich rezipiert werden, sind nur über den Bildschirm bzw. über Lautsprecher zugänglich und als solche stellen sie keine physisch greifbaren Objekte dar. Die schriftliche Kommunikation überwindet auch die Begrenzungen der Zeitlichkeit, so dass sie synchron verlaufen kann. Auf diese Weise werden die traditionellen, etablierten Raum- und

Zeitstrukturen von Texten und Diskursen verändert. Des Weiteren ist auch die etablierte Grenze zwischen Privatheit und Öffentlichkeit gebrochen (vgl. Bittner 2003: 292ff.).

Bittner unterscheidet zwischen medialen und nichtmedialen Lekten und führt diese Differenzierung auf Löfflers (1986; 1994) Arbeiten zurück. Im Gegensatz zu den medialen Merkmalen sind die Eigenschaften der nichtmedialen Lekte, etwa geographischer, sozialer, funktionaler Art, fakultativ und sekundär. Die werden erst auf die mediolektale Qualifizierung aufgesetzt, im Grunde genommen sind aber unmarkierte, also normgerechte Formen möglich (Bittner 2003: 299). Die Medienwahl dagegen ist obligatorisch und zieht nach sich Konsequenzen für die Äußerungsrealisierung, denn die Kommunikationsformen entstehen in Abhängigkeit von Medien (Bittner 2003: 298f.). Sie entwickeln sich unter dem Einfluss des gesellschaftlichen Wandels, des technologischen Fortschritts und der historischen Entwicklung.

Literatur

- Ágel, V. (1999): Grammatik und Kulturgeschichte. In: A. Gardt et al. (Hg.): *Sprachgeschichte als Kulturgeschichte*. Berlin–New York: de Gruyter, S. 171–223.
- Bergmann, R., Pauly, P., Stricker, S. (2005): *Einführung in die deutsche Sprachwissenschaft*. Heidelberg: Winter.
- Bittner, J. (2003): *Digitalität, Sprache, Kommunikation. Eine Untersuchung zur Medialität von digitalen Kommunikationsformen und Textsorten und deren varietätenlinguistischer Modellierung*. Berlin: E. Schmidt.
- Derrida, J. (1967): *Grammatologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Feilke, H. (2003): Textroutine, Textsemantik und sprachliches Wissen. In: A. Linke, H. Ortner, P.R. Portmann-Tselikas (Hg.): *Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis*. Tübingen: Niemeyer, S. 209–230.
- Giesecke, M. (1998a): *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Giesecke, M. (1998b): *Sprachwandel, Sinneswandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Goody, J. (1986): *The Logic of Writing and the Organization of Society*. Cambridge Mass.
- Habscheid, S. (2005): Das Internet – ein Massenmedium? In: T. Siever, P. Schlobinski, J. Runkehl (Hg.) (2005): *Websprache.net. Sprache und Kommunikation im Internet*. Berlin–New York: de Gruyter, S. 46–66.
- Häcki Buhofer, A. (2000): Mediale Voraussetzungen: Bedingungen von Schriftlichkeit allgemein. In: K. Brinker, G. Antos, W. Heinemann, S. Sager (Hg.): *Text- und Gesprächslinguistik. Linguistics of Text and Conversation. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. An International Handbook of Contemporary Research. 1. Halbband*. Berlin–New York: de Gruyter, S. 251–261.
- Havelock, E.A. (1986): *The Muse learns to write. Reflection on Orality and Literacy from Antiquity to the Present*. New Haven–London: Yale University Press.
- Havelock, E.A. (Hg.) (1990): *Schriftlichkeit. Das griechische Alphabet als kulturelle Revolution*. Weinheim: VCH.

- Hennig, M. (2000): Können gesprochene und geschriebene Sprache überhaupt verglichen werden? In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik*, S. 105-125.
- Jäger, L. (2000): Die Sprachvergessenheit der Medientheorie. In: W. Kallmeyer (Hg.): *Sprache und neue Medien*. Berlin–New York: de Gruyter, S. 9-30.
- Kallmeyer, W. (Hg.) (2000): *Sprache und neue Medien*. Berlin–New York: de Gruyter.
- Klein, J., Fix, U. (Hg.) (1997): *Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität*. Tübingen: Stauffenburg.
- Knobloch, C. (2003): Das Ende als Anfang. Vom unglücklichen Verhältnis der Linguistik zur Realität der sprachlichen Kommunikation. In: A. Linke, H. Ortner, P.R. Portmann-Tselikas (Hg.): *Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis*. Tübingen: Niemeyer, S. 99-124.
- Koch, P., Krämer, S. (Hg.) (1997): *Schrift, Medien, Kognition. Über die Exteriorität des Geistes*. Tübingen: Stauffenburg.
- Koch, P., Oesterreicher, W. (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: *Romanistisches Jahrbuch* 36, S. 15-43.
- Koch, P., Oesterreicher, W. (1990): *Gesprochene Sprache in der Romania: Französisch, Italienisch, Spanisch*. Tübingen: Niemeyer.
- Koch, P., Oesterreicher, W. (1994): Schriftlichkeit und Sprache. In: H. Günther, O. Ludwig, (Hg.): *Schrift und Schriftlichkeit*. 1. Hb. Berlin: de Gruyter, S. 587-604.
- Krämer, S. (2009): Von der ‚Tiefe‘ des intellektualistischen Sprachbildes zur ‚Oberfläche‘ der verkörperten Sprache. In: A. Linke, H. Feilke (Hg.): *Oberfläche und Performanz. Untersuchungen zur Sprache als dynamische Gestalt*. Tübingen: Niemeyer, S. 33-50.
- Lewandowski, T. (1994): *Linguistisches Wörterbuch*. Heidelberg–Wiesbaden: Quelle & Meyer.
- Linke, A., Ortner, H., Portmann-Tselikas, P.R. (2003): Jakobsons Huhn oder die Frage nach dem Gegenstand der Linguistik. In: A. Linke, H. Ortner, P.R. Portmann-Tselikas (Hg.): *Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis*. Tübingen: Niemeyer, IX-XVI.
- Linke, A., Ortner, H., Portmann-Tselikas, P.R. (Hg.) (2003): *Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis*. Tübingen: Niemeyer.
- Linke, A., Feilke, H. (Hg.) (2009): *Oberfläche und Performanz. Untersuchungen zur Sprache als dynamische Gestalt*. Tübingen: Niemeyer.
- Löffler, H. (1986): "Sind Soziolekte neue Dialekte? Zum Aufgabenfeld einer nachsoziolinguistischen Dialektologie". In: Schöne, A. (Hg.): *Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanistenkongresses. Göttingen 1985*. Bd. 4. Tübingen: Niemeyer, S. 232-239.
- Löffler, H. (1994): *Germanistische Soziolinguistik*. Berlin: E. Schmidt.
- Löffler, H. (2003): *Dialektologie. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Lyons, J. (1983): *Die Sprache*. München: Beck.
- Mattheier, K.J. (1986): Die Dialektologie zwischen Dialektgeographie und Soziolinguistik. In: P. von Polenz, J. Erben, J. Goosens (Hg.): *Sprachnormen: lösbare und unlösbare Probleme. Kontroversen um die neuere deutsche Sprachgeschichte. Dialektologie und Soziolinguistik: Die Kontroverse um die Mundartforschung*. Tübingen: Niemeyer, S. 251-256.
- Niebaum, H., Macha, J. (1999): *Einführung in die Dialektologie des Deutschen*. Tübingen: Niemeyer.
- Polenz, P. von, Erben, J., Goosens, J. (Hg.) (1986): *Sprachnormen: lösbare und unlösbare Probleme. Kontroversen um die neuere deutsche Sprachgeschichte. Dialektologie und Soziolinguistik: Die Kontroverse um die Mundartforschung*. Tübingen: Niemeyer.
- Sager, S.F. (1997): Intertextualität und die Interaktivität von Hypertexten. In: J. Klein, U. Fix (Hg.): *Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität*. Tübingen: Stauffenburg, S. 109-122.

- Schlobinski, P. (2005): Sprache und internetbasierte Kommunikation – Voraussetzungen und Perspektiven. In: T. Siever, P. Schlobinski, J. Runkehl (Hg.): *Websprache.net. Sprache und Kommunikation im Internet*, Berlin–New York: de Gruyter, S. 1-14.
- Schwitalla, J. (2003): *Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung*. Berlin: E. Schmidt.
- Siever, T., Schlobinski, P., Runkehl, J. (Hg.) (2005): *Websprache.net. Sprache und Kommunikation im Internet*. Berlin–New York: de Gruyter.
- Söll, L. (1985): *Gesprochenes und geschriebenes Französisch. Grundlagen der Romanistik*. Berlin: E. Schmidt.
- Storrer, A. (2000): Was ist „hyper“ am Hypertext? In: W. Kallmeyer (Hgg.): *Sprache und neue Medien*. Berlin–New York: de Gruyter, S. 222-249.
- Taeldeman, J. (1986): Dialekt versus Soziolekt in Übergangsgebieten. In: P. von Polenz, J. Erben, J. Goossens (Hg.): *Sprachnormen: lösbar und unlösbar Probleme. Kontroversen um die neuere deutsche Sprachgeschichte. Dialektologie und Soziolinguistik: Die Kontroverse um die Mundartforschung*. Tübingen: Niemeyer, S. 263-272.
- Wiesinger, P. (1980): „Sprache“, „Dialekt“ und „Mundart“ als sachliches und terminologisches Problem. In: J. Göschel, P. Ivić, K. Kehr (Hg.): *Dialekt und Dialektologie*. Wiesbaden: ZDL Beihefte.